



Abend -

Zeitung.

229.

Dienstag, am 23. September 1828.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. S. Ed. Winkler (Ed. Hell.)

Franz von Sickingen und seine Zeitgenossen.

(Fortsetzung.)

Sickingen beschloß, die Ebernburg zu verlassen, weil er fürchten mußte, die Fürsten würden mit dieser Belagerung die Feindseligkeiten beginnen, und da er sich nicht einschließen lassen wollte, zog er einstweilen nach Mansstein, wo er mehr im Mittelpunkt seiner Kräfte war. Ehe er aber seinen alten Wohnsitz verließ, versammelte er noch seine Freunde, die bisher Schutz bei ihm gefunden, und rieth allen, in dieser Zeit der Gefahr sich ein sicheres, ruhigeres Asyl als die Ebernburg zu suchen, vor welche die Feinde bald anrücken würden. Selbst Ulrich von Hutten, der sich auch jetzt bei ihm aufhielt und ihn in Noth und Tod nicht verlassen wollte, gab er zur Antwort: Wir müssen uns diesesmal trennen, Ulrich! Sollte ich dem Schwerte meiner Feinde unterliegen, so wird Deine Feder der Freiheit vielleicht einen Sieg erringen, der reichlich das ersetzen kann, was durch mich verloren geht. Darum zieh' nach Zürich; dort werden sie Dich willig aufnehmen und Zwingli für Dich sorgen. — Es war ein rührender Anblick, als die beiden Freunde sich trennten, um sich bald, aber nicht auf dieser Welt, wieder zu finden.

Am Tage vor seinem Auszuge traf ihn noch der Herold, welcher ihm die Acht und Aberacht, die der Reichsrath über ihn ausgesprochen, verkündete; dies kümmerte ihn wenig, und er sah darin eine bloße

Förmlichkeit, die in den Augen der Welt ihre Wichtigkeit verloren hatte. Er nahm von seinen Freunden mit heiterem, ruhigen Gesicht Abschied, gab ihnen noch nach Straßburg, Nürnberg, Augsburg und in die Schweiz Empfehlenschreiben mit, und blieb Herr seiner Empfindungen, als er, selbst hülfbedürftig, seine Schutzbefohlenen entlassen mußte, von denen er keinen zurückbehielt als seinen treuen, ihm bis zum Tode ergebene Balthasar Glör.

Sein letztes Geschäft auf der Ebernburg war die Verbreitung seines kräftigen, zu Geist und Herz gesprochenen Aufrufes an Adel und Volk deutscher Nation. Er wurde mit Eifer gelesen und bewundert, fruchtete aber wenig. Auch schickte er seinen Sohn Schweickard nach Schwaben, Ulrich Späth nach Franken und Hartmuth von Kronenberg nach Böhmen, um Hülfe zu suchen und die Bundesgenossen zu schleunigerem Aufsitze zu vermögen.

Der alte Redinger, meist immer noch geistesabwesend, war während des Zuges nach Trier durch ein böses Fieber auf dem Siechbette zurückgehalten worden, und sollte jetzt Sickingen, da er den alten Mann nicht fremder Obhut anvertrauen wollte, nach Mansstein folgen. Jedoch am Morgen, als Alles zum Auszuge bereit war, fehlte er; schon in der Nacht, von Niemand als seinem treuen Hunde begleitet, hatte er die Ebernburg verlassen, und man konnte nicht begreifen, wohin er sich gewendet habe. Sickingen schickte

Boten nach ihm aus, doch kehrten sie ohne Nachricht zurück.

Auf Nanstein erwartete ihn wenig Freudiges. — Margarethe kränkelte immer noch; Georg, wieder ganz von seinen Wunden genesen, schien nur für die Geliebte zu leben, nahm wenig Theil an Allem, was vorging, und beschäftigte sich nur mit ihr. Dem Vater schien dieß zu mißfallen, er sprach sich deshalb in seinem Unmuth gegen ihn aus und meinte, daß man in dieser Zeit der Gefahr an den Feind, nicht aber an thörige Liebe denken sollte. Als er an dem nämlichen Tage die Nachricht erhielt, daß zwar Borberg durch List von den Seinen genommen, aber sein Schloß, der Stein Kallensfels, durch Wilhelm von Habern von den pfälzischen Völkern hart bedrängt würde, so befohl er Georg, sich an die Spitze eines Haufens zu stellen und mit Hanns Hilchen und Wilhelm von Braunsfels der bedrängten Weste zu Hülfe zu eilen.

Georg befolgte diesmal des Vaters Befehl nicht mit dem freudigen Muth, wie sonst. Nicht daß es ihn geschmerzt hätte, Margarethe zu verlassen und in den Kampf zu ziehen, dazu sprach sein ritterliches Herz zu laut, aber die Vorwürfe des Vaters kränkten ihn. Er beeilte den Zug, wartete die Mannschaft, die von Nanstein und Hohenberg zu ihm stoßen sollte, nicht ab, sagte der trauernden Margarethe ein kurzes Lebewohl, und rief dem Vater beim Abschiede zu: Euer Sohn wird Euch zeigen, daß er nicht allein zu thöriger Liebe taugt, sondern auch zum Waffentanz bereit ist! — Und so jagte er mit seinen Kriegsgesellen über die Zugbrücke der bedrängten Weste zu.

Wilhelm von Habern, der mit bedeutender Macht vor dem Schlosse lag, hatte Nachricht von dem Anzuge Georg Sickingen's bekommen und rückte ihm mit überlegener Macht entgegen. In einem Thale trafen sich beide Haufen. Georg, obgleich er die dreifache Uebermacht der Feinde sah, konnte und wollte nicht mehr zurück; er ordnete die Seinen, sprach ihnen ermunternd zu, und seinen alten Waffengefährten, Hanns Hilchen, an der Seite, setzte er in den Feind.

Es entstand ein wüthender Kampf. Die Sickingen fochten wie Verzweifelte, die Pfälzer, sich auf ihre Menge verlassend, mit Muth; aber bald wies das Glück der kleineren Zahl den Rücken. Der unerschütterliche Hanns Hilchen ward vom Pferde geworfen, Wilhelm von Braunsfels blieb, und nur noch Georg focht, von dem immer kleiner werdenden Haufen treu unterstützt, mit Löwenmuth. Stecht sein Roß nieder! rief einer

der Pfälzer; und nun ward der muthige Knappe das Ziel von Schwert und Pike: er sank unter seinem Herrn blutend nieder. Aber auch zu Fuß focht Georg noch mannhaft und dachte nicht an Uebergabe, bis ihm, wie die Geschichte berichtet, durch Anstrengung der Schweiß so herabrann, daß er kein Auge mehr aufthun konnte und aus zehn Wunden blutend, endlich dem feindlichen Anführer zurief, sich, jedoch nur in ritterliche Haft, und nur dem Pfalzgrafen ergeben zu wollen. Wilhelm von Habern bewilligte es ihm, und er und Hilchen wurden gefangen und auf ihr Wort, sich, so bald es verlangt würde, in Heidelberg zu stellen, nach Nanstein entlassen.

Noch am nämlichen Tage war Sickingen durch Flüchtlinge von dem Ausgange des Kampfes und dem Schicksal seines Sohnes unterrichtet worden. Er war tief gebeugt, besonders da er sich in Unmuth von ihm getrennt und den Tollkühnen, ohne den Zuzug von den andern Schlössern abzuwarten, hatte ziehen lassen. Auch Margarethens kummervolles Gesicht that ihm wehe; doch kam keine Klage, kein Seufzer über ihre Lippen; sie ertrug ihr Schicksal standhaft, verdoppelte ihre Sorgfalt gegen den Vater und wußte ihren lauten Schmerz zu verbergen. Selbst als am andern Tage der Schwerverwundete auf die Burg zurückgebracht wurde, empfing sie ihn mit heiterem Gesicht, der Vater aber ernst und schweigend. Georg mußte es bemerkt haben. Vater, — sprach er mit angestrebter Kraft — ich bringe Euch das Schwert meines Ahns Schweikhardt und seine Rüstung nicht zurück; wie ein kranker Pilger, waffenlos, einen Stab in der Hand, kehre ich heim; nichts bring' ich Euch wieder als meines Stammes unbesleckten Namen, denn ich unterlag, wie ein Sickingen nur unterliegen kann, mit Ehre und Wunden.

Der Vater reichte ihm die Hand, Margarethe drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen, er wurde in sein Gemach gebracht.

Philipp Wohlgemuth verließ nur selten des Freundes Lager; gern hätte er ihn mit Gesang die Schmerzensstunden erheitert, aber wenn er auch ermuntert in die Saiten seiner Laute griff und ein freudiges Liedchen anstimmen wollte, tönte sie nur traurig, und er konnte sich von der Wehmuth nicht losreißen, die ihn bei dem Anblicke aller der Leidenden, welche er hier vereint sah, so tief ergriff. Georg litt an seinen schweren Wunden und der Wundarzt war nicht ohne Sorge für ihn; Margarethen hatte er längst ein stilles Lebewohl zugesüstert, und Maria, in der Blüthe körper-

licher Schönheit, war von dem düstern Geiste der Schwermuth ergriffen; trat dann der edle Ritter Franz, dieser Stern deutscher Ritterschaft, zum Krankenlager des Sohnes, so war es dem Sänger, als ob eine Geisterstimme ihm zurief: Bald wird er untergehen!

Als er eines Tages allein an Georgs Lager saß und sie der vergangenen Zeiten sich erinnerten, Philipp der Nacht gedachte, wo sie sich das erstemal gesehen, und so manche freundliche Erinnerung sie erheiterte, wurde Georg ploglich finster, seine Stirn umwolkte sich, er blickte schweigend vor sich hin und schien keinen Theil mehr an dem Gespräch zu nehmen. Was ist Euch, Georg? fragte Philipp ängstlich.

Es trat die Vergangenheit, aus welcher Du so lichte Punkte hobst, wie ein finsterner Geist vor mich; — erwiederte er bewegt — ich habe eine ernste Jugend verlebt, Philipp, und aus dem wilden Kreise des Knabenlebens hat mich das Schicksal mit rauher Hand über die fröhlichen Jünglingsjahre hinweg auf ernste, mühevolle Bahn des Mannes geschleudert. Ehe ich noch meinen ersten Kriegszug that, habe ich schon gegen das Schicksal kämpfen, mir Margarethe eringen müssen, und so folgte Schlag auf Schlag, Kampf auf Kampf, bis ich gefangen darniederliege und der Preis meines Muhens, der schöne bluthenvolle Kranz, den ich mir errang, verwelkt bald im Grabe liegen wird. Margarethe ist der welkende Kranz und für uns verloren. Eine finstere Nacht hat sie dem Tode geweiht — und wir bleiben zurück! Aber was klage ich, — fuhr er nach einer Pause fort — habe ich doch des Lebens höchste Wonne empfunden, war sie auch nur kurz; habe ich doch das geliebte, heifersehnte Weib in meine Arme geschlossen, und kann ich doch sagen: ich war glücklich! — Nun ist es vorbei. Aber Du, mein armer Freund!

Ich? — rief Philipp begeistert — O Georg, ich war glücklicher, als Ihr! Was mir das Leben reichen konnte, hat es mir gegeben. Ich durfte für sie handeln, sorgen und mich mühen, durfte glücklich seyn in ihrem Glück, trauern bei ihrem Gram; und im Schmerz, mein Georg, liegt auch überschwengliche Wonne. Geht sie heim, so verlast sie mich nicht; sie weilt nicht ferner von mir dort oben als hier, wo ich ihr nicht mit Herz und Mund nahen durfte, und nur mein Geist dem ihrigen verwandt war. Ist sie heim gegangen, so darf ich in Lied und Tönen mit ihr sprechen, und

laut ihr sagen, daß sie meines Lebens, meiner Ewigkeit Höchstes ist!

Und fürchtest Du nie aus diesen schwärmerischen Träumen zu erwachen? fragte Georg.

Nie! erwiederte er.

Dann bist Du glücklicher als ich, und ich gönne Dir Dein Glück. Du hast den Theil des Lebens erwählt, den Du Dir nach Willkühr ausschmucken und gestalten kannst; ich den ernstern, der sich mir zeigt, wie er ist, mir gibt, was er hat, und nimmt, ohne daß ich in Lied und Gedanken es ihm entreißen kann.

Maria trat ein und setzte sich, das Kind auf dem Arme, neben Philipp. Und kann ein solcher Engel, der lieblich lächelnd Dir sein Händchen entgegenstreckt, nicht die irdische Sehnsucht in Dir erwecken, Dich an das zu binden, was nur auf Erden wandelt? fragte Georg.

Er könnte wohl! — erwiederte Philipp — Aber mir sollte kein Erdengluck werden, darum such' ich's dort.

Sucht es nur hier, Herr Wohlgemuth! — unterbrach ihn Maria, die bis jetzt theilnahmlos da gesessen hatte — Ihr werdet es sicher finden; — sprach sie und drückte dabei das Kind zärtlich an ihre Brust. — Gott gab dem Menschen seine Freuden auf der Erde; sucht er sie wo anders, so kann er sie freilich hier nicht finden.

Habt Ihr sie denn hier gefunden? wollte Philipp fragen; aber das Mitleid schloß seine Lippen, denn die Arme begann schon wieder ihr Kind in ihren Armen zu wiegen und das Wiegenlied zu singen. In diesem Augenblicke trat Sickingen ein und sein finsterner Blick weisagte nichts Gutes. So eben fordert ein Schreiben Wilhelms von Habern Hilchen und Dich auf, Euch in Heidelberg, da der Pfalzgraf es verlangt, in ritterliche Haft zu stellen. Hat doch der Herr großes Verlangen, mir wehe zu thun. Ich habe ihm geantwortet, daß Du noch an den Wunden darnieder liegest; sobald Du ein Roß besteigen könntest, würdest Du einreiten. Hanns Hilchen zieht morgen hin.

Georg schwieg. Als aber der Vater sich wieder entfernt hatte, trug er Philipp auf, ihn zu bitten, es vor Margarethen geheim zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Rathselfrage in Nr. 190.
Der Wind.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Beschluss.)

Eine dritte Frage bleibt die, ob der Miether, der ja die Vortheile der Granitbelegung mit dem Hausbesitzer theilt, nicht auch die Kosten dieser Anlage mit ihm theilen sollte. Doch dieser wird nicht mit Unrecht antworten, daß er durch seine, 6 $\frac{1}{2}$ Procent vom Miethbetrage seiner Wohnung, die er jährlich zur Stadtkasse zu bezahlen habe, ohnehin eine sehr beträchtliche Beisteuer zum Kommunalfonds beitrage, und daher zu einem Mehreren für das städtische Gemeinwesen wohl nicht zuziehen seyn dürfte, und demnach möchte es vielleicht nicht unbillig seyn, aus dem reichen Einnahme-Fonds dieser Miethsteuer eine beihilfliche Unterstützung der Hausbesitzer in ihren Granitlegkosten zu erwarten. Allein dieser Fonds, so ansehnlich er auch seyn mag, ist allmählig mit Ausgaben allerlei Gattung, an die man bei seiner Bildung nicht gedacht hat, so belastet worden, daß er kaum reicht, um diese alle zu bestreiten, geschweige denn, um sich noch mit einer neuen so angreifenden beschweren zu lassen; und somit wird die vierte Frage, wer denn nun eigentlich die dumme Fahrlässigkeit unserer lieben Vorfahren gutmachen und das einholen solle, was sie versäumt, nicht anders als auf Kosten unsers Geldbeutels beantwortet werden können. Tragen wir doch oft die Folgen so mancher Dummheiten, die wir selbst begangen haben; warum sollen wir nicht auch einmal etwas thun und bezahlen, was längst vergessen wäre, wenn es unsere lieben Väter und Groß- und Urgroßväter nach und nach gethan hätten. Die Granitbelegung der ganzen 16 Meilen wird etwa eine Million kosten; laßt uns, statt 6 $\frac{1}{2}$, von nun an 7 Procent Miethsteuer geben; aus dem Plus des $\frac{1}{2}$ werde der Fonds der Granitbelegung gebildet, die nur von einer speciellen Commission bewirkt wird. Will sich ein Aktienverein bilden, um diese Anlage in drei bis vier Jahren fertig zu bringen, sich anheischig machen, desto besser; er erhält dann seine Aktien und Zinsen aus diesem Einundzwanzigstel der Miethsteuer, dessen Entrichtung aufhört, sobald die Granitbelegung vollendet, und, falls ein Aktienverein zusammengetreten, sobald die letzte Aktie sammt allen Zinsen berichtigt ist. Daß die wackern Hausbesitzer, welche den Bürgersteig an ihren Häusern bereits mit Granitplatten belegt haben, die desfallsigen Kosten aus diesem Fonds wieder ersetzt erhalten müßten, versteht sich von selbst.

Gestern fuhr, nach vielfältigen, durch ungünstiges Wetter vereitelten Versuchen, der Luftschiffer Robertson mit der Choristin der königl. Schauspiele, Fräul. Schüler, endlich gen Himmel. Er hatte versprochen, punkt 5 Uhr zu steigen, und erst ein Viertel auf 7 Uhr hob sich der Ball. Wie mag der Mann diese Unart gegen seine 50,000 Zuschauer verantworten? — Was Fräul. Schüler in den höheren Regionen gesucht haben mag? Gefunden hat sie für die Wissenschaft? nichts! für uns? nichts! für sich? gewiß recht wenig! Nach einer kaum halbstündigen Fahrt ist sie eine kleine Meile von hier, in der Richtung nach Dresden zu, auf freiem Felde glücklich niedergekommen.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Freiherrn von Aussenberg.

Karlsruhe, im Juli 1828. *)

— — Nun aber vor Allem zu Ihrer Bemerkung — zum Charakter Sophia's. So wenig ich das in Abrede stellen kann, was Sie mir darüber bemerken, so tief ich selbst die Wichtigkeit desselben empfinde, welche auch besonders im Abstosenden einer Denunciation liegt, so sehr erscheint mir dagegen wieder Sophia's dämonische Gestalt und spricht: „Ich kann nicht anders handeln.“ Damit dieß nicht paradox klinge, will ich, so kurz wie möglich, anführen, wie ich mir's durchgängig bei der Bearbeitung gedacht habe. Sophia ist der allerletzte Zweig eines ungeheuren Stammes, der bis zum entsetzlichen Welterstürmer Tschengu-Chan reicht. Sie ist das letzte Trümmerstück einer versunkenen Riesenwelt, und ihre historische Seite strahlt die Völkerbrände der Vergangenheit wieder, und das Blut, das ihre Ahnen in Strömen vergossen, und die Flüche der Welten umgeben ihre Gestalt mit einem unverschuldeten Schein, den sie gern in den Ausdruck irdischer Größe verwandeln möchte. Daher ihr Ausbrechen aus dem Familienkreise, da die Erziehung, die Worte der Mutter und ihr stolzes Herz sie ohnehin dazu geneigt machten. Fehler hat sie keinen als Stolz. An die Liebe hat sie nie gedacht bis sie den Czar sah; nun gesellt sich die Liebe zum Stolze; sie vergift den friedlichen, abwesenden Vater; wenn auch verführt, ist sie doch nicht mehr rein, und ihr fehlt der Vatersegen. Je mehr ein so gewaltiges Herz sich auf Abwesenheit sieht, desto mehr mahnt es der Stolz der Vernunft, keinen Rückschritt zu thun; und eingehüllt in den Mantel der eigenen Kraft, auf der außerordentlichen Bahn zu wandeln, allen Stürmen zu trotzen, und der Mahnung des Himmels! Dieser eben — der nicht will, daß die Bäume zu ihm aufwachsen — hat dem Stolzen, eh' er's weiß, ein Ziel gestellt. Er hat die Thränen gezählt, die Sophia's Geschlecht vergoß; unwillig sieht er ihren ähnlichen Geist — und so nimmt er diesen letzten Zweig eines weltbeherrschenden Stammes und steckt ihn auf die Nütze eines Bettlers, eines Betrügers, eines Kronendiebes. So weit reicht unsere Hoheit auf Erden!

(Der Beschluß folgt.)

*) Da mein verehrter Freund mir nunmehr auf meine in Nr. 208 dieser Blätter ersichtliche Anfrage freundlichst erlaubt hat, einen Theil seines unter obigem Dato an mich erlassenen Briefes mitzutheilen, in so weit er sich auf die Rechtfertigung des Charakters der Sophia in seinem Trauerspiele: Das Nordlicht von Kasan, bezieht, so eile ich, dieses Bruchstück meinen Lesern hiermit vorzulegen, und bemerke dabei nur, daß diese nicht vergessen mögen, daß bei diesen Zeilen der Schreiber derselben unmöglich glauben konnte, sie je gedruckt zu sehen, und man daher vielleicht einige stylistisch minder ausgefeilte Stellen dabei zu entschuldigen haben wird.

Th. Hell.

(Nebst einer Beilage von der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden.)